

Paray-le-Monial

Der Papst, die Jesuiten und die Herz-Jesu-Verehrung

Während der letzten Frankreichreise des Papstes (vgl. ds. Heft, S. 512) fiel etwas auf, was sich als Ereignis mehr am Rande abspielte, das aber nicht nur einem Teil der Presse zu Spekulationen Anlaß gab, sondern dem der Papst selbst ein besonderes Gewicht geben wollte: der kurze Gebetsbesuch des Papstes am Grabe des seligen *Claude La Colombière* in Paray-le-Monial. Schon der Besuch selbst fiel Kennern katholischer Frömmigkeitsformen auf. Es ging um die Herz-Jesu-Verehrung in ihren nachreformatorisch-barocken Formen, für die Paray-le-Monial der eigentliche Ursprungsort ist. Dort lebte und starb die 1920 heiliggesprochene *Marguerite-Marie Alacoque* (1647–1690). Ihre Visionen (Privatoffenbarungen) mit dem Auftrag, sich für die Verbreitung der Herz-Jesu-Verehrung und die Einführung eines eigenen Herz-Jesu-Festes am Tag nach der Fronleichnamsoktav einzusetzen, das dann von Clemens VIII. 1765 gestattet, aber erst 1856 von Pius IX. auf die ganze Kirche ausgedehnt wurde, begründete die „moderne“ Herz-Jesu-Verehrung.

Da die Heilige der Herz-Jesu-Verehrung selbst in Paray-le-Monial begraben ist, hätte es nahegelegen, es bei einem Besuch dort bewenden zu lassen. Der Papst aber wollte offensichtlich ein sehr viel konkreteres Zeichen setzen. Denn *Claude La Colombière* war Jesuit und Seelenführer (Spiritual) der *Marguerite Alacoque* (neben anderen Jesuiten), eifriger Verbreiter der Visionen der Heiligen und der Herz-Jesu-Verehrung selbst (vor allem des damit verbundenen Sühnegebens und der Sühneandachten). Über ihn wurde die Herz-Jesu-Verehrung zur besonders prägenden Frömmigkeitsform der Jesuiten, die deren Praktizierung und Verbreitung im 19. Jahrhundert und bis in unsere Tage hinein als „munus suavissimi“

als angenehm-innigsten Auftrag ihres Ordens verstehen.

An diesen Auftrag wollte der Papst die Jesuiten erinnern. Deswegen beließ er es nicht bei dem schlichten Besuch am *Colombière*-Grab und – wie zu erwarten gewesen wäre – bei ein paar mahnenden Worten, sondern richtete aus diesem Anlaß ein eigenes Schreiben an den Generaloberen des Ordens, das gegenüber der sachlich-knappen Grußadresse des Ordensgenerals *Peter-Hans Kolvenbach*, der sich darauf beschränkte, dem Papst für diese Geste zu danken und an die Verpflichtung des Ordens zu erinnern, durch besondere Eindringlichkeit auffiel: Er wünsche, so der Papst in dem Brief, „daß alle Mitglieder der Gesellschaft diese Andacht mit noch mehr Eifer fördern“, denn diese entspreche mehr denn je den Erwartungen unserer Zeit. Deswegen habe er den dringenden Wunsch, „daß Ihr in einer beständigen Aktion die Verbreitung der wahren Verehrung des Herzens Christi fortsetzt und daß Ihr meinen Brüdern im Episkopat helft, diese Verehrung überall zu verbreiten“. Sie sollten sich dabei um die bestgeeigneten Mittel in Darstellung und Praxis bemühen, „damit der Mensch von heute mit seiner Mentalität und seinem ihm eigenen Empfinden darin die wahre Antwort auf seine Fragen und Erwartungen findet“.

Da damit die Jesuiten angesprochen waren, wurde, da die zeitweisen Spannungen zwischen dem Papst und dem Orden allgemein bekannt sind – sie gibt es im Verhältnis zu anderen Orden auch –, gleich spekuliert, *Johannes Paul II.* habe die Jesuiten damit von neuem mit einem „Verweis“ oder „Tadel“ bedenken wollen. Von Tadel kann in dem Fall allerdings keine Rede sein. Der päpstliche Brief enthielt lauter positive Aufforderungen. Dennoch ging es ihm natürlich schon um die Jesuiten und sicherlich auch um den Gedanken, die Besinnung auf die Herz-Jesu-Verehrung sollte und könnte einem Orden, der von seinem pastoral-missionarischen Auftrag her sehr weit in weltliche Zusammenhänge sich hineinbegeben muß, hel-

fen, sein geistliches Profil in die Tiefe mehr und mehr zu stärken. Vor allem aber war es dem Papst wohl um die Herz-Jesu-Verehrung selbst zu tun. Er erwartet offenbar von einer ganzheitlich verstandenen (die Person mitte Christi des Gottmenschen meinnende), aber gerade auch die damit verbundenen emotionalen Gewichte einbeziehenden Herz-Jesu-Verehrung jene „seelische Ergänzung“ im und durch den christlichen Glauben, deren eine funktionalistisch verfremdete Lebenswelt wie die unsere besonders bedarf.

Der Papst bezieht sich, wie es seiner eigenen frömmigkeitlichen Prägung entspricht und aus gegebenem Anlaß, zwar nur auf den Geist von Paray-le-Monial und auf die von dort her populär und gesamtkirchlich gewordene Herz-Jesu-Verehrung – übrigens ohne die Herz-Jesu-Enzykliken Pius' XI. („*Miserentissimus Redemptor*“, 1928) und Pius' XII. („*Haurietis Aquas*“, 1955) zu erwähnen. Doch kann er sich in der Sache fast auf die gesamte Glaubensgeschichte des Christentums – von der Vätertheologie über die Bettelorden des Mittelalters und besonders auf die deutsche Mystik bis zur *devotio moderna* – berufen. Überdies hat gerade die von Paray-le-Monial ausgehende und besonders von den Jesuiten getragene Herz-Jesu-Verehrung ganze Generationen von Katholiken bis in die Gegenwart herein (Heilige Stunde, Herz-Jesu-Freitage mit Beichte und Kommunionempfang) kirchlich nachhaltig (wenn auch oft gewiß auch auf fragwürdige Weise) geprägt. Und wenn wir die Menschwerdung Christi gerade „als Gehorsam bis ans Kreuz“ ernst nehmen, kann theologisch wie im Glaubensvollzug sehr wohl sehr verantwortlich und ohne verengende Sentimentalität vom Herzen Jesu als der verleblichten Mitte seiner gottmenschlichen „Gesinnung“ gesprochen und sich darauf beziehend gläubig gelebt werden. *Karl Rahner* hat – auch in diesem Punkte ganz Sohn seines Ordens – wenigstens ein halbes Dutzend Beiträge zur theologischen Vertiefung der Herz-Jesu-Verehrung in diesem Sinne geschrieben.

Allerdings sind uns solche Konkretionen von Christusfrömmigkeit durch ein abstrakt gehaltenes Gottesbild besonders fremd geworden. Nicht zufällig passierten einem sonst als sachlich bekannten und angesehenen deutschen Fernsehkorrespondenten bei einem kurzen Bericht über den Besuch des Papstes in Paray innerhalb von zwei Sätzen gleich drei sachliche Fehler und sprach er plötzlich von dort entstandenem „Jesuskult“. Aber es liegt auch Armut in unseren abstrakten Gottesbildern und -verhältnissen, die solche Konkretionen nur schwer zulassen, ohne ins Sentimentale abzugleiten. se

Verscharrt

Die kirchliche Beerdigung ist nicht mehr selbstverständlich

Im Krematorium des Stuttgarter Pragfriedhofs gab es im Jahr 1985 neben 1600 Einäscherungen mit Trauerfeier etwa 350 Verbrennungen mit dem Vermerk „keine Feier“. Darauf machte der Stuttgarter Pfarrer *Gerhard Koch* im württembergischen evangelischen Pfarrerblatt aufmerksam und kommentierte, wenn bei einer Bestattung niemand da sei, der Anteil nehme, keine Gemeinde und kein geistliches Wort, werde ein Verstorbener zum „reinen Beseitigungsproblem“ entwürdigt. Wer aus einem Dorf oder einer Kleinstadt stammt, wo es auch heute noch selbstverständlich ist, daß eine Familie bei Todesfällen in der Nachbarschaft oder entfernten Verwandtschaft bei der Beerdigung vertreten ist, wird sich bei einer solchen Nachricht zunächst erstaunt die Augen reiben. Wenn man dann aber bedenkt, wie viele alte Menschen inzwischen gerade in Großstädten ohne Angehörige oder fast ohne Einbindung in ein soziales Umfeld leben und sterben, kann einen die große Zahl von Beerdigungen „ohne Feier“ allerdings kaum mehr wundernehmen.

In Stuttgart hat die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen mittlerweile veranlaßt, daß das Friedhofsamt die Kirchen benachrichtigt, wenn die

Bestattung eines vereinsamten Menschen vorzunehmen ist. Die Mehrkosten für die kirchliche Feier übernimmt dann das Sozialamt. Der vom Sozialamt bezahlte Pfarrer, der am Grab nicht nur betet, sondern auch die Trauergemeinde ersetzt: Das könnte ein Anstoß sein, sich darüber Gedanken zu machen, welchen Preis an Vereinsamung und Beziehungslosigkeit wir für die immer stärkere Ausdifferenzierung unserer individualisierten Gesellschaft zu zahlen haben bzw. zahlen wollen. Mit wohlfeilen Sprüchen über das Ziel einer Industriegesellschaft mit menschlichem Antlitz ist es sicher nicht getan.

Die Kirchen, die in Stuttgart bei Beerdigungen von Vereinsamten benachrichtigt werden, haben allerdings auch in diesem Bereich *kein Monopol mehr*: In manchen Hamburger Stadtteilen etwa wird nur noch die Hälfte der Verstorbenen kirchlich beerdigt, bei einem Drittel spricht ein Trauerredner. Auch diese Bastion der Volkskirche beginnt also zumindest in Großstädten zu bröckeln. Zwar ist das Argument, der Verzicht auf das kirchliche Begräbnis sei in manchen Fällen ehrlicher als der Vollzug eines religiösen Rituals, das außer dem Pfarrer keinem aus der Trauergemeinde mehr viel sagt und für das man sich eigentlich nur aus Konvention oder Tradition entschieden hat, nicht von der Hand zu weisen. Wo die Kirche nur noch für die kirchliche Beerdigung in Anspruch genommen wird, ist die Bindung an sie schon sehr locker geworden. Das Christentum ist ja auch nicht in dem Sinne eine Jenseitsreligion, daß es sich auf Begleitung für Sterbende und auf die Verkündigung des ewigen Lebens am Grab reduzieren ließe.

Ebenso gilt aber: Wo nicht nur die christliche Hoffnung auf die Auferstehung, sondern auch die von ihr getragenen Rituale ihre Selbstverständlichkeit verlieren, entsteht ein Vakuum. In unsere Kultur ist die biblische Botschaft über Sterben, Auferstehung und ewiges Leben, sind die sie auslegenden Texte und Lieder der christlichen Tradition zu tief eingegraben, als daß man ihren Verlust ein-

fach als *quantité négligeable* abbuchten könnte. Wenn in diesen Wochen in vielen Kirchen und Konzertsälen die großen Requiem-Vertonungen gespielt werden, kommt dieser Zusammenhang vielleicht manchem mehr oder weniger säkularisierten Zeitgenossen wieder einmal ins Bewußtsein.

ru

Streitgespräch

Der § 218 und die Grünen

Ende August gab Kardinal *Höffner* der Bonner/Kölner Rundschau ein Interview. In diesem wurde er auch über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Grünen befragt und ob Grüne für Katholiken überhaupt wählbar seien. Auf längeres Nachfragen antwortete der Kardinal klipp und klar: Nein, sei dies seine Überzeugung „wegen des Programms, nicht aufgrund einer vorgefaßten Meinung“. Die damalige Äußerung des Kardinals hat sich zu einer längeren öffentlichen Diskussion verselbstständigt. Sie bestimmte u. a. die Pressekongressen auf dem Katholikentag in Aachen mehr, als es dem Katholikentag, und vermutlich auch mehr, als es der Sache, um die es geht, guttat. Der Trennungsstrich wurde dort sowohl von Kardinal *Höffner* selbst wie vom Präsidenten des Zentralkomitees deutscher Katholiken, *Hans Maier*, noch einmal deutlicher gezogen. Das Tischtuch sei zerschnitten, es habe keinen Sinn, miteinander zu sprechen.

Nun fand ausgerechnet im „Spiegel“ doch eine Art katholisch-grünes Gespräch statt: zwischen der Berliner Bürgermeisterin *Hanna-Renate Laurien* und der Bundestagsabgeordneten der Grünen *Antje Vollmer*. Das vom „Spiegel“ veranlaßte Streitgespräch, bei dem sich der Vertreter der Redaktion im großen und ganzen unparteiisch verhielt, brachte zwar kein Ergebnis im Sinne einer Verständigung, klärte aber in sehr hilfreicher Weise die Positionen, um die es in der künftigen Auseinandersetzung wird gehen müssen. Frau *Laurien* distanzierte sich indirekt deutlich vom